

In Hengartners Wohnung, in einer Ecke hinter der Wohnungstür, häufte sich Post, die umgeleitet wurde. Ein Kartengruss von Egon, ein Faltprospekt von Rosemarie: *Help! We're just married! Jim und Rosemarie Schwarzenbach-Morath*. Ein Bettelbrief der Supportervereinigung des FC Dietikon. Post, die Hengartner mit Achselzucken entgegennahm, mit Staunen wie alles, was ihn erreichte aus seinem früheren Leben. Und erst die Schlagzeilen, für die sein Nachbar, sein ehemaliger, in Dietikon draussen noch, sorgte: Herr Gietzendanner hatte sich erschossen, nachdem er seine Frau und seine zwei Töchter erschossen hatte. Herr Gietzendanner hatte sich in den Mund geschossen, in dem er einen Schluck Wasser festgehalten hatte, sodass sein Kopf explodiert, zerfetzt war, sein Hirn, zerspritzt, an Decken und Wänden geklebt hatte. Aber Hengartner hatte niemanden, mit dem er darüber hätte reden können. Astrid sprach nicht mehr mit ihm. Er war heraus, im Glück des Ausbrechers in Frage gestellt, auf sich zurückgeworfen, im Herzschlag der Zeit, die Hengartner verblieb: wozu? wozu verblieb? Er hatte Zeit, er hatte keine privaten Verpflichtungen, er hatte alle Zeit der Welt – er brauchte nicht zur Arbeit zu gehen, er war freigestellt, aber er war nicht entlassen. Pauli, der Verlagsleiter, hatte gekündigt und war bemüht, «Hypotheken abzubauen», Ferienguthaben unter anderem. Für sieben Wochen war Hengartner befreit vom klebrigen Tanz in der Galeere der Fernsehillustrierten, befreit von der Werbung für das, was im Wechsel der Lichtreflexe die Wohnzimmer erfüllte, dreissig Kabelprogramme, die bald alle wie das von RTL aussahen. Hengartner kannte sich nicht mehr, er hatte die Nacht zum Tag gemacht. Im Bett noch, eines Mittags, hatte er Stimmen gehört, eine Menge, vielstimmig, unten auf der Strasse, in der Fussgängerzone, ein Durcheinander der Sprachen, zu heiserem Sprechchor erhoben: «Ho-och die i-internationale So-olidarität.»

Es musste Erster Mai sein.

Er war hinuntergegangen. Er hatte sich vorne, bei der Stauffacherbrücke, unter die wenigen Zuschauer an den Strassenrand gestellt, als sei er sich das schuldig, sich und den anderen. Nie hatte er gewusst, wo er mitlaufen sollte, bei welcher Gruppe. Und doch gehörte er dazu, irgendwie, irgendwo. Menschen, Plakate, das Meer der Köpfe, Fahnen, Spruchbänder, Gesichter, noch immer ein paar tausend, darunter ein paar, die er kannte – Evi und, eine halbe Stunde später, zu Hengartners Überraschung, in einem buntscheckigen Häuflein, in einer der geschrumpften VPOD-Lehrergruppen Astrid mit Elmar. «Astrid!», rief Hengartner, aber sie drehte den Kopf nicht, schaute nicht zurück, und es versetzte ihm einen Stich, als er sah, wie Astrid, seine Frau, seine Ex-Frau, in der Menge verschwand, die Richtung Stauffacher fortzog, Richtung Helvetiaplatz. Dieser Stich, dieser Schmerz. Hengartner stand da, verstummt, wie verwundet. Reue? Er wusste nicht. Sein Leben? Das also war sein Leben? Es ergab keinen Sinn. War das der kleine Tod? Er stand da, als sei's das Leben selbst, das mit Astrid vorbeizog. Er stand da, am Rand der Demonstration, der Heerschau, die er nicht mehr richtig wahrzunehmen vermochte: Frauen, Autonome, Alternative, Restexemplare von Sozialdemokraten, versprengte Kommunisten. Und dann, als ihm die Sinne zurückkehrten, Augen, Ohren: vom Turm der St. Jakob Kirche das Elfuhrläuten, während die *Dorf Musik* die Internationale anstimmte, ein Block Fremdarbeiter zog vorbei – nein, keine Italiener, keine Spanier mehr, die blieben zu Hause oder waren mit Familie im Auto unterwegs an diesem freien Tag, sondern Türken, Kurden, Tamilen, Kontingente mit Flüchtlingen, mit Klassenkämpfern aus immer ferneren Erdteilen. Auf Transparenten, in Strassenbreite vorbeigetragen: Nationale Befreiungsfront Kurdistans, Befreiungs-Tiger von Tamil Eelam, PKK. Es war die ausgesperrte Welt, die mit Wucht ans Tor von Aussersihl pochte, pralles Leben, das die Spitze des Umzugs vergessen liess, die Blaskapelle der Verkehrsbetriebe, besorgtes städtisches Personal, das Häuflein Gewerkschafter. In Augen und Gesichtern dieser Leute war Hoffnung, war Erwartung, als könnten sie ihr Schicksal wenden, Männer, Frauen, vereint, im Kolorit fremdartiger Gruppen, mit Fahnen, mit Spruchbändern.

Es hatte aufgehellt – nach dem Gewitterregen gestern Abend, nach Tagen mit fast sommerlichem Wetter ein Temperatursturz, aber selbst hier, wo Hengartner in der Sonne stand, war's kühl. Ein Lautsprecherwagen, Folklore in die Höhe gereckter Fäuste, Gebetsmühle der Strasse. «Es lebe der Erste Mai!» Kurden, mit Frauen, mit Kinderwagen jetzt, die mit der Ahnengalerie vorbeizogen, als sei der Kommunismus nicht am Ende – im Porträt Marx, Lenin, sogar Stalin, Mao. Hengartner pustete in die kaltgewordenen Hände. Und er, was machte er hier? Er schaute sich das an – aus Sentimentalität? aus Gewohnheit? oder einfach, weil er der Sohn eines Fabriklers war? weil ihm die Art nicht passte, wie er auf seine Herkunft behaftet wurde, auf seine Wurzeln,

wie er darauf behaftet und wie er schulterzuckend übergangen wurde, als sei sein Defizit sein eigener Defekt? Wenn gezeigt werden konnte, – und auf einmal gab's wieder Kaderleute genug, die glücklich waren, genau das zu zeigen – wenn gezeigt werden konnte, dass die Unterklassigen waren, was sie waren, weil sie einen Defekt hatten – in ihrem eigenen Charakter, in ihrer eigenen Kultur, dann brauchte sich niemand mehr um sie kümmern. Aber war dieser Umzug nicht trotzdem eine Lüge, eine Bankrotterklärung? Waren die wichtigsten nicht jene, die fehlten? Die Arbeitslosen? die Flüchtlinge aus Ex-Jugoslawien? Zehntausende von Arbeitslosen hatten sie in der Schweiz. Hatten die sich verkrochen? aus Hoffnungslosigkeit? aus Scham? Und die Männer, die Frauen aus dem ehemaligen Jugoslawien, ein unübersehbares Kontingent in früheren Jahren? waren sie dem Umzug ferngeblieben, weil sie Angst hatten, Angst, verraten, ausge-wiesen, zusammengeschlagen zu werden – Muslime von Kroaten, Kroaten von Serben angegriffen? War das der Zustand, bei dem sie angelangt waren – hier, am Ersten Mai? Jeder mit Ellenbogen, rundum die Krise? Wegsehen, verdrängen: die Arbeitslosigkeit in Europa? die Schlächterei in Bosnien? Gab es keine Hoffnung? Hatte Bill Clinton nicht versprochen, die Lokomotive der Konjunktur anzukurbeln? War sie nicht ungebrochen, die Aufbruchstimmung in Amerika? Stand sie jetzt nicht unter Dampf, die amerikanische Lokomotive? Aber bewegte sie sich auch? Fuhr sie die Nation heraus aus der Krise? Sah es nicht so aus, als sei Bill Clinton noch immer im Wahlkampf? Seine ersten hundert Tage im Amt waren vorbei, Reformen eingeleitet, ein erster Schritt war getan – und so manches plötzlich wieder denkbar. Sogar ein Stopp des Eroberungskriegs der Serben, der Kroaten in Bosnien. Hatte Bill Clinton sich nicht entschlossen, notfalls militärisch einzugreifen? War's nicht das, was Europa benötigte? ein Zeichen, nicht länger zuzuschauen? etwas Haltung? etwas Mut? oder fehlte bei uns jene Weite, die es Amerikanern erlaubte, im eigenen Haus zu wohnen, jene Weite, die Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft schaffte, die bei uns so selten waren?

Im schweizerischen Mittelland war vor zwei Jahren ein Schaf gerissen worden, nach zwei Tagen noch eines. Und der Tross der «Blick»- und Fernsehreporter war losgeschickt worden, Spuren wurden verfolgt, aus lokalen Jägervereinen hatten sich Freiwilligenkommandos gebildet. Aber noch immer war nicht geklärt, wer die Lämmer gerissen hatte: ein Luchs? ein wildernder Hund? In ein Gehege einzudringen, zwei Schafe aus der Herde eines Kleinbauern zu reißen: das genügte den Verfolgern, die nichts anderes zu tun wussten, als bei erstbestener Gelegenheit zu schießen. Und da lag sie dann, die Jagdtrophäe, zu ihrer Überraschung – ein Wolf, der erste Wolf im Land seit hundert Jahren, von weither gekommen, hunderte von Kilometern weit, ein Wolf, der aus Hunger, Verstörung oder Einsamkeit die Grundregel seines Überlebens missachtet und die Gruppe, die Deckung seiner Artgenossen, das Rudel

verlassen, ein einsamer Wolf, der sich aus dem Ödland, aus den Wäldern hinausbegeben hatte, hinaus in besiedeltes Land, ins Schweizerland, ins Mittelland, ins Mittelmass, wo er mit Leichtigkeit hatte abgeschossen werden können, jederzeit.

Am Abend seines letzten Arbeitstages hatte Hengartner beim Bahnhof Giesshübel auf den S-Bahn-Zug gewartet. Gegenüber, auf der anderen Seite der Geleise, eine Remise, Rangiergeleise, ein- und zweistöckige Wohnhäuser am Rand des einstigen Industriegebiets – hier, wo Friedhofsareal gewesen war, an das nichts mehr erinnerte, nichts ausser Strassennamen. Und davor eine Plakatwand, ein endzeitlicher Appell im Weltformat, derselbe Satz wie im Inserat jener Agentur aus Münsingen, das auf Hengartners Hinweisseite gestanden hatte, unter Texten, unter Bildern zu Fernsehsendungen des Abends: *O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!* Aber was – was sprach der Herr? was sprach er durch seinen Propheten, durch Jeremia, in frühester Zeit, 600 vor Christus? Hengartner hatte nachgelesen, er hatte tatsächlich eine Bibel gekauft und nachgesehen: *So spricht der Herr: Schreibt diesen Mann auf als kinderlos, als einen Mann, der sein Leben lang kein Glück hat!*

Die Botschaft. Die Strafe. War sie nicht lächerlich? War sie nicht längst überholt? war die Erde nicht überbevölkert? Aber warum entrüstete sich Hengartner? Warum wies er sie von sich, die Botschaft, die Strafe – so brüsk, so definitiv, als sei daran doch etwas wahr? Er war erschrocken über die Härte des Urteils. *Schreibt diesen Mann auf* – Aber hatte nicht Martin Luther 2000 Jahre später geschrieben, das *Allerbeste im ehelichen Leben ist, dass Gott Frucht gibt* – *dass er die Seelen in den Schoss gibt?* Er hatte es Lisa vorgelesen, abgerissen lachend, aber Lisa – sie hatte nur ungläubig geschaut, hatte mit ihrem Daumen das Kissen geknautscht und den Mittelfinger hineingebohrt, immer weiter, immer tiefer.

«Hier steht's –»

Er hatte gerufen, hatte laut gerufen, hatte sich vor Lisa aufgebaut: warum setzte Hengartner sich nicht? warum rief er, wo Lisa ihm so nah war? Mit ihrer hellen Haut, ihrer ausgeprägten Schulter, ihrer schmalen Hüfte – ein Schritt, und Hengartner könnte sie berühren, wenn er wollte.

«– hier steht's! *ein Mann, der sein Leben lang kein Glück hat!*»

Lisa sass da, in ihrem Sofa geborgen, in ihrem Wohnzimmer, in ihrer Dreizimmer-Wohnung, in ihrem Oerlikon – sie lächelte bloss und sagte leicht verwundert:

«Seit wann liest du –»

Nein, er hatte keine Mühe, Lisa zu verstehen, die vertraute rauhe singende Stimme von Lisa.

«– seit wann liest du jetzt die Bibel?»

Aber verstand er Lisa auch? Mit dem rechten Mittelfinger schob Hengartner

die Brille auf seiner Nase zurück. Und als könnte er's nicht fassen, rief er noch einmal:

«Hier steht's –» Noch immer hatte er Mühe, seine Stimme zu kontrollieren. «– ein Mann, der sein Leben lang kein Glück hat!»

«Das ist kein Grund, mich anzuschreien. Du tust ja, als sei's ein Omen.»

Sie musterte ihren Fingernagel oder das, was von ihrem Fingernagel übrig geblieben war. Und dann biss sie hinein. Eine Familie? War es das, was Hengartner gewollt hatte? und eine Nagelkauerin zur Frau?

«Dann war's das eben», sagte Lisa nüchtern, so unglaublich praktisch und nüchtern. «Dann war's eben das. Du hast eine gebraucht, die dich losreisst.»

Und das war alles, was von ihrer Übereinstimmung geblieben war? sie zwei als Paar? Lisa hatte Ferien vorgeschlagen, gemeinsame Ferien.

«Das würde dir guttun», hatte sie gesagt.

Aber ihm war's zu naheliegend gewesen, zu rasch, zu billig, zu früh. In der Nacht darauf hatte er geträumt. Er hatte auf einer Bank im alten Botanischen Garten gesessen. Zwei Leute, für ihn nicht zu sehen, gingen hinter einer Hecke durch, am Gewächshaus vorbei. Er hörte nur ihre Stimmen, ihre Schritte. Ein Mann. Eine Frau.

Der Mann sagte: «Sie sind so schön, die Blumen.»

Die Frau: «Ich hab sie zum ersten Mal in Marokko gesehen.»

Der Mann: «In Marokko? Dann muss Marokko ein guter Ort sein.»

Die Frau: «Aber sie sind so giftig.»

Das Telefon hatte geläutet. Astrid? Astrids letztes Adieu? Hengartner war aufgefahren. Es war soviel geschehen. Er nahm ab, nicht bereit, nicht wach, nicht wirklich wach. Die Wohnung, seine Ein-Zimmer-Wohnung – sie sah so gross aus, im Dunkel der Nacht.

«H-hm.»

Er räusperte sich.

«Ja?»

«This is Makalalane, Monrovia in Liberia.»

Ein Fremder war am Apparat. Eine geschäftige muntere Stimme. Der Kerl war hellwach.

Kam der Planet Erde nie zur Ruhe? Hengartner setzte sich in seinem Futon auf. Es war mitten in der Nacht. Es musste halb zwei sein. Oder drei.

«Who?»

«This is Makalalane –» Und wieder, wie aus dem Rohr geschossen, folgte: «– Monrovia in Liberia.»

«Wa-as?»

Aber diesmal, wie im Anflug eines Zweifels, die Frage: «Who's there?»

«H-hm.» Hengartner räusperte sich erneut. «Hengartner.»

«Who?»

Der Kerl war unglaublich.

«This is –» Monrovia in Liberia, das wusste Hengartner bereits. Mein Gott, wem hatte seine neue Nummer zuvor gehört?

«My name is Hengartner.»

Es war absurd, der Irrtum so offensichtlich. Aber der Kerl war hartnäckig:

«Can I speak to Mrs. Makalalane?»

«There is no Mrs. Makala –» Hengartner gab es auf. «This is Hengartner.»

«Which country is this?»

«Switzerland.»

«Oh, I'm sorry.»

Ein Piepston, ein Rauschen, das unendliche Rauschen, das Kontinente, das Gestirne mit dem Planeten Erde verband. Hengartner lachte stumm, auf dem Futon kniend, lauschte in die Nacht hinein. Die Welt war bloss zur Hälfte in Nacht, in Finsternis getaucht, und die Nacht war voller Geheimnisse. Aber plötzlich, mit nie gekannter Heftigkeit, als hätte ein böser Geist ihn angestossen, war etwas da, das ihn zurückliess im Gefühl, ein Verlorener zu sein in der Leere dieses Alls. Was blieb ihm, was blieb ihm noch? Er hatte den Kontinent gewechselt, den Kontinent seines Glaubens. Er war hereingefallen – ein Idiot, hereingefallen auf den Glauben an die Zukunft, dessen letzter grandioser Höhepunkt der Marxismus gewesen war. Er hatte sich in Luft aufgelöst – der Marxismus. Hengartner legte den Hörer auf, schob das Telefon beiseite. Der historische, politische, auch der ökonomische, kulturelle Horizont – war er zu düster, um irgendjemanden noch zu irgendetwas zu beflügeln? *Dein Reich komme* – aber wo war Gott, wo war er? Er war ver-stummt. Oder war's die Frage nach Gott, die verstummt war? Und mit der Frage ihre zeitgemässe Antwort, der Atheismus? War Gott nicht wirkungslos, nicht taub? Besass Gott eine Wirklichkeit? Bei all der Ungerechtigkeit, all dem Leiden, das er zuliess? War Gott ohnmächtig, hüllte er sich in Schweigen? Vielleicht war's das, was Hengartner zu entdecken hatten – zu seinem Schmerz – die Einsamkeit? das Nichts? Wenn es einen Gott gab, dann war er in diesem Nichts. Das hiess aber nicht, dass Schweigen leicht zu ertragen wäre. Oder dass Hengartner nicht laufend versuchte, die vom Schweigen verursachte, furchtbare Leere mit Worten zu füllen. Letztlich gab es nichts zu sagen über Gott, eben weil Gott dieses Nichts war. Das göttliche Schweigen entsprach der göttlichen Abwesenheit vom Sein. Vielleicht war dieses Nichts der böse Geist, der Hengartner angestossen hatte. Er hatte sich befreit, befreit von der herablassenden Fürsorge Gottes, er hatte Gott das Existenzrecht verweigert, und so war er kopfüber in die Leere gestürzt. Aber was gab es da zu fürchten? War's der schwindelerregende Sprung in die Leere, der Hengartner mit Grauen erfüllte? Konnte der Sprung nicht auch erhebend sein? Er musste nur langsam auf ihn zugehen, gefasst auf den Sprung in die Finsternis, er musste versuchen, das Schweigen zu

erreichen, indem er still war, indem er sich des Sprechens enthielt. Nur in der Tiefe konnte er die Loslösung erfahren, im Schweigen, im Nichts, das den Aufruhr seiner Gedanken zu stillen vermochte. Und was war mit dem Wort, mit dem das Rad der Weisheit in Gang gebracht wurde? Wenn Hengartner sich des Wortes bediente, musste er wissen, dass dieses Wort aus dem Schweigen kam, dass darin seine ganze Bedeutung, seine Einsichtigkeit lag. Die Fragen, die Antworten, die Zweifel. Sie waren ohne Sinn, ohne Folgen, ohne Ergebnis geblieben. Es war das Schweigen, das ins Herz der Fragestellung traf, still, leise – und es war an der Wurzel, es war im Schweigen, wo die Zweifel, die Antworten, die Fragen verstummten. Es war eine Haltung, eine Erfahrung, der Hengartner sich auszusetzen hatte. Das Schweigen war wie Atmen. Aber das Schweigen war keine Niederlage, das Schweigen war ein Sieg. Es verwies auf die Vergänglichkeit alles Seienden, einschliesslich seiner selbst. Auch Gott war Schweigen, Gottes Schweigen war ein Schweigen des Seins, das Schweigen war der Ort Gottes, der Ort, ein leerer Ort, war der Abgrund des Abgrunds des Psalmisten – das miternächtliche Schweigen im Augenblick vor der Schöpfung, das Schweigen jenseits des Seins, das Schweigen, das über die Leere gebot, die weder war noch nicht war – das Schweigen, dem kraft seines gewaltigen Geistes, kraft seiner inneren schöpferischen Wärme und Glut die Wirklichkeit entsprang. Die Wirklichkeit entsprang, mein Gott – *dein Reich komme* – Nichts würde kommen, rief es in Hengartner. Nichts. Er rappelte sich auf, ein Verletzter. Er war gescheitert. Sein Leben war gescheitert. Aber plötzlich, als schüttelte Hengartner alles ab, sah er von weit, weit entfernt wie vor Jahren, als er im Flugzeug, ein paar tausend Meter über dem Atlantik, die Erdkrümmung gesehen hatte – plötzlich sah er, was er noch nie gesehen hatte: Er sah sich selbst, blau, gekrümmt, blind. Er war das Geschöpf, das den zeitlichen Prozess in Gang setzte, aber die Zeit erschöpfte die Wirklichkeit nicht. Die Beziehung zwischen dem Zeitlichen und Überzeitlichen blieb dieselbe. Beide waren von der Ewigkeit gleich weit entfernt. Das war der entscheidende Punkt der Intuition – das Schweigen, die Abwesenheit des Denkens, das Schweigen des Geistes. Sie waren unabdingbare Voraussetzungen, um zu Gott zu kommen, eben weil es in Gott nichts zu denken gab. Hengartner war aufgestanden. Er hatte sich aufgerichtet. Er stand aufrecht. Er versuchte aufrecht zu stehen, er versuchte, was ihm gelang, auf einem Bein allein zu stehen. Und plötzlich spürte er sie nicht mehr, seine Knochen – seinen Rücken, sein Kreuz, die ihn eben noch geschmerzt hatten. Seine vordringliche, seine einzige Aufgabe war, sich von seinem Leiden zu erlösen. Es ging einzig darum, sein Schweigen zu erlangen – das Schweigen des Geschöpfes, die Vernichtung der Geschöpflichkeit, die Zerstörung seiner Bedingtheit. Und was war mit dem Rest? Der Rest ging Hengartner nichts an. Er war grundsätzlich ausserhalb von ihm. Es gab keinen Gott auf den Pfaden seiner Reise. Gott konnte nicht

eine Art Katalysator sein, der nach der Reaktion noch intakt war. Gott zu entsagen, war keine intellektuelle Übung. Gott zu entsagen bedeutete, auf jeglichen Rückhalt – auch den sozialen, menschlichen, auch den wissenschaftlichen, ideologischen – zu verzichten. Der Verzicht war der Sprung ans andere Ufer, der tödliche Sprung, in dem kein Stein auf dem anderen blieb und das Leben als Individuum aufhörte, der Sprung, der frei machte von allem, frei von einem verdinglichten Gott, frei von einer idealisierten Menschlichkeit, frei von einer normierten Gesellschaft, frei von einer zum Alptraum gewordenen Wissenschaft.

Hengartner trat ans Fenster.

Er blickte hinaus. Im Nachtlicht die Badenerstrasse, die Häuserzeile gegenüber, Neubaufassaden, ein Ensemble mit Kinkerlitzen, mit Balkon-Gestänge, im Widerschein des Strassenlichts. Das Zett-Haus. Das Kino. Das Metropol. Längst waren die Lichter aus. Ein Kino, dessen Dach sich in Sommernächten hatte öffnen lassen, als es 1932 eröffnet worden war. Aber jetzt lief «Nowhere To Run», sie hatten das Kino zum Duplex umgebaut. Roxy hatte es geheissen, später Ritz, jetzt hiess es Metropol, aber die Massen, für die das Kino die Welt gewesen war, hatten sich verflüchtigt, sie waren verschwunden und mit ihnen die geheimen Wünsche, die sich im Kino, in seinen Stars widerspiegelt hatten. «Per un pugno di dollari» hatte Hengartner hier gesehen – und «Poltergeist». Die Fassade. Die Häuserfront. Alles war so sauber jetzt. Die Apotheke. Vögele Schuhe. Die Rasothek. Aber wenn Hengartner nur lange genug hinsah, auferstand in seinem inneren Auge nicht das Bild der Fassadenfront, die die Hausbesitzer rotgefärbt, mit Transparenten behängt hatten? Wie lange war das her? Fünf Jahre, zehn? Hengartner sah die alten Hausfassaden, die alten Läden, die hier gewesen waren: Yub Yum, ein Second-Hand-Shop. Eine Briefmarkenhandlung. Und vorne, am Tor zu Aussersihl, wo jetzt die Japaner waren mit Nomura Bank, und die Bankgesellschaft, vorne war die Helvti-Bar gewesen, die Weinhandlung Kurz, eine Würstchenbude. Und dahinter, zur Werdstrasse hin, ein Sportartikelgeschäft und, eine Oase mitten in der Wüste, die Fischer-Stube. Das Bier, die Suppe, der Tabaksqualm. Unheimlich, er sah's nicht nur, er konnte es riechen. Es war, wie wenn er lange genug an einem Flussufer stand und sich auf einen Punkt konzentrierte. Irgendwann begann sich das Ufer zu bewegen, und das Wasser blieb stehen. Eine optische Täuschung, aber er meinte nicht die Täuschung, er meinte den Blick, der die Grenze der Wirklichkeit, die er wahrzunehmen vermochte, überschritt, den Blick des Überzeitlichen.

Noch immer stand er am Fenster, im Nachtlicht, in der Stille der Nacht, in der Totenstille. Noch immer war sein Blick hinausgerichtet. Die Häuserfront. Die Stadt. Alles zerfiel. Lautlos, unheimlich. Er sah die Stadt zerfallen, einem Strauss Tulpen gleich, verwelkt, verdorrt, auf dem Abfallhaufen gelandet, auf



dem Weg zurück in die Erde, aus der sie auferstehen würden, kräftige farbige Tulpen, die zu einem neuen Strauss gebunden werden konnten.

Wie hatte Astrid gesagt? «Es bröckelt. Es reisst alles ein.»